

Nekr

Sp

32

EMIL SPRENGER-BERNET

EIN LEBENSBIID



Emil Sprenger-Bernet

Nekr Sp 32)

ZUR ERINNERUNG

AN

EMIL SPRENGER-BERNET

1850 - 1934

g 1916 0424
Unbekannt

Allen, die unserm Vater im Leben näher gestanden haben, sei hiermit als letzte Gabe sein Lebensbild in die Hand gelegt. Müßte man dafür eine Ueberschrift finden, die sein Leben knapp kennzeichnet, so dürfte sie etwa lauten: « Vom Hüterbub zum Fabrikbesitzer und Bauvorstand der Stadt St. Gallen, vom Handwerksburschen zum Herbergepräsidenten. »

In seinem 83. Altersjahre hat er « Erinnerungen seit meinen frühesten Lebensjahren » aufgezeichnet mit seiner festen, klaren Handschrift, in seiner einfachen, anschaulichen Sprache. Diese Erinnerungen, notwendigerweise in eine verkürzte Fassung umgearbeitet, teils auch ergänzt und erweitert, bilden die Grundlage dieses Lebensbildes.

Emil Sprenger wurde am 27. Oktober 1850 in Abtwil als letztes Kind von sieben Knaben und sieben Mädchen geboren. Bloß sechs dieser Geschwister hat er gekannt. Das liebe, kleine Büblein, der Chrusli-Emil — von den Nachbarn so geheißen, weil er in der Jugend krause Haare hatte — genoß nur die allerersten Lebensjahre in kindlicher Sorglosigkeit. Noch bevor er das sechste Altersjahr vollendet hatte, mußte sein Vater die Wirtschaft « Zur Krone » mit großem Landgut verkaufen und in ein altes Haus ziehen, um fortan das Brot für sich und die Seinen mühsam als Fuhrhalter und Steinbruchunternehmer zu erwerben. Auch für den kleinen Emil hieß es da schon mitarbeiten und Steine zu Haufen zusammentragen. « Von meinen Händchen ist mancher Tropfen Kinderblut mit diesen Steinen in die Kellermauern an der Bahnhofstraße in St. Gallen gewandert. » Im Winter half der Knabe dem Vater bei den Holzarbeiten im Walde. Kaum war er in

die Schule eingetreten, so zog die Familie nach Winkeln und darauf nach Flawil, so daß er immer wieder die Schule wechseln mußte. Schon mit zehn Jahren wurde er zu einem Bauern als Hüterbub und Bauernknechtlein verdingt. Wiederholt ist es vorgekommen, daß er ein rechtes Plätzchen bei einem Bauern gefunden hatte; aber wenn der Schulpräsident kam und zur Schule mahnte, wurde er fortgeschickt mit dem Bescheid: man könne keinen Buben brauchen, der noch zur Schule müsse. So geschah es wieder einmal vor Einbruch des Winters. Den ganzen Tag war er herumgelaufen, um ein anderes Plätzchen zu suchen. Nachts nahm er Unterschlupf in einer bekannten Scheune. Auch der zweite Tag verlief erfolglos. Und wieder schlief er im gleichen Stadel; er konnte vor Hunger lange nicht einschlafen, und die Augen brannten ihm vom Weinen. Die Leute, meinte er, sollten ihm den Hunger ansehen, aber niemand bot ihm etwas zum Essen an. Am dritten Tage endlich fand er in Goßau einen guten Meister, einen alten Bauern und Posthalter. «Ich kann noch heute, nach mehr als siebzig Jahren, nie an jener Scheune vorbeifahren, ohne an die gar so bitteren Tage zu denken. Mein Vater konnte sich wenig um mich kümmern, und meine Brüder hatten für sich zu sorgen.» Zu seiner Freude durfte er dafür wenigstens in jener netten Stelle, auf dem Gütchen des alten Posthalters, während eines Winterhalbjahres die Goßauer Fortbildungsschule besuchen. Seine Schulzeit war damit beendet: sie hatte im ganzen kaum vier Jahre gedauert!

Mit 15 Jahren kam der Jüngling als Hilfsarbeiter in einer Rotfärberei in Oberuzwil unter. Er ist dem Berufe als Färber treu geblieben, nachdem er es noch als Schmied und als Schreiner versucht und beidemal schlechte Erfahrungen gemacht hatte. So arbeitete er denn in Kleiderfärbereien, Chemischwäschereien und Stoffdruckereien. «In Oberuzwil mußten wir im Winter morgens 5 Uhr antreten und hatten erst abends

10 ½ Uhr Feierabend. In Mosnang (Toggenburg) entließ mich der Meister gerade am Tage vor der Eröffnung der neuen Bahn Wil—Lichtensteig (Sommer 1870), weil ich mich weigerte, an Sonntagen zu arbeiten. Sofort sorgte ich für ein Wanderbuch. » Wer hätte gedacht, daß dieser Bursche aus dem katholischen Gebiet einst der Schwiegersohn gerade jenes protestantischen Pfarrherrn werde, der Mitte des letzten Jahrhunderts wohl als erster in der deutschen Schweiz in Wort und Schrift für die Sonntagsheiligung eingetreten ist?

Geradezu spannend ist Vaters Bericht über seine *Wanderfahrten* als Handwerksgehilfe: zuerst durch die Schweiz, dann ins Elsaß, alles zu Fuß, dann durchs Bayrische und auf einem Floß auf der Isar und der Donau nach Wien. Dem kleinen, aber kräftigen und anstelligen Schweizer machte es keine Mühe, sich bei der schweren und schwierigen Arbeit des Flößens die Zufriedenheit der bayrischen Flößer zu erwerben. Freie Kost und « Frankofracht » war für den fast Ausgehungen die Vergütung. Zwölf Tage dauerte die Floßfahrt von München nach Wien. Dort fand er bald eine schöne Stelle in einer gut eingerichteten Färberei. Wien war ein Lichtpunkt seines Wanderlebens. Der junge Schweizer genoß das anregende Leben der Weltstadt; aber er hat auch beruflich viel gelernt, war es doch die Zeit, da die neue Erfindung der Anilinfarben einen ganzen Umschwung in der Färberei mit sich brachte. In Wien war es auch, wo er, um zwei Mitarbeiter zu retten, all sein mühsam erspartes Geld opferte. Sie waren dem Spiel verfallen und in arge Bedrängnis geraten. Er deckte ihre sämtlichen Schulden gegen ihr Versprechen, nie mehr zu spielen. Sie blieben ihm in dankbarer Freundschaft verbunden, und beide waren nun solid, solange er in Wien arbeitete. Als er auf der Wanderschaft später nach Sachsen kam, bezeugten ihm die Eltern des einen ihre Dankbarkeit aufs allerwärmste, während er in Holstein, wo der andere wohnte, lei-

der erfahren mußte, daß dieser dort neuerdings der Spiel-
leidenschaft gefrönt hatte und darüber in Konkurs geraten
war. — Von Wien reiste unser junger Geselle weiter ins Un-
garische, wo er an mehreren Orten Arbeit annahm, dann nach
Belgrad und zurück nach Wien zu einem zweiten, mehrjähri-
gen Aufenthalt. « Erfreulich, wie damals überall im Ausland
die Schweizer besonders gut gelitten und geachtet waren.
Möchte es noch so sein! » Nachher durchzog er das Deutsche
Reich bis nach Schleswig-Holstein, nahm bald für kürzere,
bald für längere Zeit Arbeit in kleinern Städten, aber auch in
Berlin und Hamburg; hier erhielt er beim damals größten
Geschäfte des Platzes sofort die erste Stelle. « In der freien
Zeit waren Elbe und Alster mein Aufenthaltsort, die Elbe
fürs Segeln, die Alster fürs Gondeln. Die Bemühungen von
Kollegen, mich in die Versammlungen der Sozialisten zu brin-
gen, waren stets umsonst. »

Nach zehnjähriger Wanderschaft kehrte er als vielerfahre-
ner, zu selbständiger Arbeit tüchtiger Färber in die Schweiz
zurück. Er nahm eine Stelle in Horn am Bodensee an. Nicht
für lange, denn bald sollte er dessen reizende Ufer mit
St. Gallen vertauschen. « Ein richtig verlehtes Wanderleben
ist schön », schreibt er zum Abschluß. Mit großer Energie,
offenen Augen und hellem Sinne begabt, hatte der junge
Mann vom vielgestaltigen Leben unendlich viel gelernt und so
seine kümmerliche Schulbildung zu einem schönen Teil aus-
geglichen. Gewiß ein seltener Fall: Er war in dieser langen
Zeit so wenig mit Schweizern zusammengekommen, daß er
das Schweizerdeutsch vollkommen vergessen hatte; Schwester
und Brüder hatten daher Mühe, ihn als ihren Emil zu erken-
nen. Seine für einen Schweizer glänzende Beherrschung der
hochdeutschen Rede mag den überzeugenden Eindruck seiner
Voten und Ansprachen im öffentlichen Leben wesentlich
erhöht haben.

In St. Gallen, drunten im Lämmlisbrunn an der Steinach, hatte Färbermeister *Johann Jakob Bernet* seit 1865 ein kleineres Geschäft betrieben und eine gute Kundschaft erworben. Seine Gattin, Maria von Ziegler aus Schaffhausen, war ihm nach bloß fünfjährigem Eheglück, zwei kleine Knaben zurücklassend, durch den Tod entrissen worden. In der Pfarrrerstochter *Maria Beck* in Lohn (Schaffhausen) hatte er 1875 eine zweite liebe Mutter für sie gefunden, die ihm später noch einen weitem Knaben schenkte. Aber schon 1878 raffte auch ihn der Tod dahin. Recht schwer fiel es der jungen, in Geschäftsangelegenheiten noch wenig erfahrenen Witwe, die Färberei allein weiterzuführen. Wie froh und dankbar war sie, als sie in Emil Sprenger einen tüchtigen, auch auf das Wohl ihrer Familie bedachten Geschäftsführer fand. Drei Jahre später, 1882, verheiratete er sich mit ihr. Sie ist ihm eine treubesorgte Gattin, eine nimmermüde, verständnisvolle Gehilfin im Geschäft gewesen, der vor allem die schriftlichen Arbeiten und der Verkehr mit den Kunden oblagen. Eine kindlich fromme Seele, hat sie dem ganzen Hause den tief christlichen Stempel aufgeprägt. In dieser Ehe hatten sich zwei in manchem entgegengesetzte Naturen zusammengefunden: hier bescheidenes, fast ängstliches Zurückhalten und sorgfältiges Prüfen; dort kraftvolles, impulsives Wesen und Geltendmachen seiner Persönlichkeit — mit recht verschiedener Herkunft in geistiger Beziehung. Aber auch ein gemeinsamer starker Grundzug hat nicht gefehlt: das Bestreben, für die eigenen und die angetretenen Kinder treu zu sorgen, den Verwandten etwas zu sein und den Mitmenschen nach Möglichkeit — wenn nicht gar darüber hinaus — zu helfen und wohlzutun. Das war beiden Herzensbedürfnis.

Die Ehe wurde mit drei Kindern gesegnet. Welche Freude war es, als 1884 das erste Töchterchen Sophie geboren wurde, im folgenden Jahr ein zweites, Anna, sich dazu gesellte, und

1887 als drittes Marie. Sie wuchsen in einem Hause voll Geschäftigkeit, aber auch voll fürsorgender Liebe auf. Nach ihrer Schul- und Fremdenzeit halfen sie daheim im Geschäft und in der großen Haushaltung. Indessen blieb nur *Anna* dauernd bei den Eltern, als liebe Gehilfin nach dem Tode der Mutter den gealterten Vater mit ihrer Fürsorge betreuend. — *Sophie* verheiratete sich mit Georg Ehry; sie zogen zuerst nach Bamberg, dann nach Wetzikon, wo auch sie ein Färbereigeschäft betreiben, in dem einer ihrer Söhne tätig ist. Wie oft und wie gerne weilte Vater dort als Gast und Ratgeber, besonders, nachdem er sich um kein eigenes Geschäft mehr kümmern mußte. Die jüngste Tochter *Marie* war dem Elektrotechniker Samuel Eglin als Gattin nach dem fernen Aegypten gefolgt. Der Weltkrieg griff schwer in ihr Schicksal ein; sie war genötigt, mit den Kindern in die Heimat zurückzukehren, während ihr Gatte noch längere Zeit draußen bleiben mußte. Als er später ein eigenes Geschäft, zuerst auch in Wetzikon, dann in Basel eröffnete, war Vater Sprenger wieder mit vollem Interesse dabei.

Es ist erstaunlich, wie rasch er als junger Ehemann in viele altgewohnte Einrichtungen und Bestrebungen der Familie seiner Frau hineinwuchs und dafür auch mittätiges Interesse bekundete. Andererseits empfanden es besonders die heranwachsenden Söhne wohltuend, daß er ihnen aus dem etwas engen, den kleinen Verhältnissen entsprechenden Geiste, der vordem das Haus beherrschte, mit seiner großzügigen, welt-offenen Art Blick und Weg ins Weite wies. Ihm lag es am Herzen, daß die Knaben die nach seiner Anschauung bestmögliche Ausbildung erhielten. *August*, der von jeher Färber werden wollte, wurde, nach einer Lehrzeit in der Westschweiz und mehrjähriger interessanter und fördernder Tätigkeit im Auslande, sein langjähriger, geschätzter Mitarbeiter, mit dem er, wie er in seinen Lebenserinnerungen dankbar hervorhebt,

über 30 Jahre lang in bestem Frieden zusammenarbeiten konnte. Es freute Vater Sprenger, daß auch Augusts Sohn wieder Färber wurde und sich ebenfalls zum tüchtigen Mitarbeiter entwickelte. In freundlichem Zusammensein mit den Eltern haben August, seine Gattin Anna und ihr Sohn im Rosenhügel ungezählte Stunden verlebt, Geschäftliches und Familiäres besprochen, einander dienend und erfreuend.

Nicht weniger herzlich war das Verhältnis zum ältesten Sohne *Theophil* und zu dessen Frau Melanie, von der er sich wie von den eigenen Töchtern verstanden und geschätzt fühlte. *Theophils* Lehrjahre in St. Gallen fielen in die Zeit, da Vater Sprenger als junger Färbereibesitzer noch besonders bestrebt war, viele Lücken seines allgemeinen und kaufmännischen Wissens auszufüllen. Kein allzugroßer Altersunterschied trennte Vater und Sohn. Es war ein gegenseitiges schönes Geben und Nehmen, und zeitlebens blieb die herzliche Liebe und Freundschaft lebendig, auch als *Theophil* schon längst nach Zürich übersiedelt und in den letzten Jahrzehnten dort als Rektor der Kantonalen Handelsschule tätig war. — Auch an *Theodors* Bildungswegen, die ihn ebenfalls zum Handelslehramt führten, nahm der Vater herzlichen Anteil. Schon in seiner Geschäftsführerzeit hatte er dem fünfjährigen Bublein *Theodor* als fröhlicher und geschickter Spielkamerad so gefallen, daß es mit Freuden auf Mutters Frage antwortete: Ja, er soll unser Vater werden!

Seinen zehn Enkelkindern, die ihm die eigenen und angetretenen Kinder zubrachten, war er in Liebe zugetan. Wie gerne machte er jedem von ihnen Freude, wenn sie in den Ferien sein Haus belebten! Ein treuer, liebevoller, hilfsbereiter Schwiegersohn war er den alten Eltern seiner Gattin droben im Pfarrhaus in Lohn und nachher in Schaffhausen. Es war reizvoll, die beiden in Liebe und Achtung verbundenen Männer nebeneinander zu sehen: den hochgewachsenen

grundgelehrten Pfarrherrn in Silberhaaren, neben dem kleinen, behenden, sehr ungelehrten Färbermeister von St. Gallen; den gealterten, ängstlichen, etwas unpraktischen Hausvater, der alles Wichtige mit seiner Gattin, einer überaus tüchtigen Frau, zuerst besprach, und den Schwiegersohn, der ohne langen Ratschlag mit seinen Entschlüssen bald fertig war und Widerspruch schwer ertrug. So leutselig waren beide, Pfarrer und Färber, daß sie kaum über Wiese und Feld gehen konnten, ohne ein freundliches Wort zu wechseln mit jedem, den sie antrafen. Eine karge Jugend hatten beide gehabt. Aber dem jungen Alexander Beck hatte ein Wohltäter ungebeten zum Studium verholfen; für den Knaben Emil Sprenger war nie Hilfe vorhanden gewesen, und nur seiner eisernen Gesundheit und Tatkraft hatte er seinen Aufstieg zu verdanken.

Seine Heirat brachte übrigens Emil Sprenger mit einer ganzen Anzahl protestantischer Pfarrer in verwandtschaftliche Beziehung, und auch mit andern trat er in engen freundschaftlichen Verkehr. Er teilte ihre positiv-kirchlichen Anschauungen und ihr tätiges Interesse für christliche Liebeswerke. Den schönen, schon in der Bernet-Familie gehaltenen Brauch, täglich mit den Seinen und den Gästen eine christliche Betrachtung zu lesen, hat er übernommen und zeitlebens befolgt. Bei aller protestantischen Gesinnungstreue wurde von ihm und seiner Gattin eine weitgehende Toleranz gegenüber Andersgläubigen geübt.

Seinen Geschwistern und ihren Angehörigen war Emil, wenn immer es nötig schien, ein treuer Helfer und Berater. Lange arbeitete sein Bruder Paul in seinem Geschäft und wohnte bei ihm im Haus. In besonders herzlicher brüderlicher Liebe war er mit dem ältern Bruder Johann, dem frühern Bahnmeister in Lyß, verbunden, der seine letzten Lebensjahre in Emils Familie zubrachte. Am wechselvollen Schicksal seiner tüchtigen Schwester Marie Heil hat er inni-

gen Anteil genommen. Ueber den Verwandtenkreis hinaus verband ihn eine besonders herzliche Freundschaft mit den Familien Schär in Neukirch und Wolber in Ottersweiler. Es ist ganz unmöglich, alle die vielen andern Verwandten und Bekannten auch nur aufzuzählen, an deren Ergehen unser Vater warmen Anteil nahm und denen auch sein Haus gastlich offen stand. Das wurde ihm dadurch erleichtert, daß es auch ganz im Sinn und Wesen seiner lieben Gattin lag, alle die weitverzweigten Verbindungen zu schätzen und zu pflegen.

Das *eigene Geschäft* führte er mit großer Sachkenntnis und Umsicht. Ihm war ein wagefroher Optimismus und ein großzügiger Sinn eigen, womit er auch neue Aufgaben aufgriff und löste. Der bauliche Zustand des alten Geschäftes erforderte kostspielige Umbauten. Ein paar Jahre später, anfangs der neunziger Jahre, beanspruchte die Stadt die ganze an der Steinach gelegene Liegenschaft wegen der Ueberbauung des Flusses. So mußte anderswo gebaut werden. Das nahegelegene Herrschaftsgut «Zum Rosenhügel» wurde erworben, darauf eine neue Fabrik samt Laden erstellt und das von schönem Garten umgebene Wohnhaus für die Familie hergerichtet. Seinem fortschrittlichen Sinn entsprach es, daß alles mit elektrischer Beleuchtung — damals bei uns noch eine Seltenheit — ausgerüstet wurde, obgleich die Stadt noch kein Elektrizitätswerk hatte und der Strom in der Fabrik selber erzeugt werden mußte. Es folgten Anschaffungen moderner, leistungsfähigerer Maschinen, Fabrikbauten, die Eröffnung von Ladengeschäften in der Stadt; aber auch Unglücksfälle, Brände, die dank seinem mutigen und geschickten Eingreifen rasch gelöscht werden konnten. Das Geschäft entwickelte sich im Laufe der Jahrzehnte in höchst erfreulicher Weise. Er hielt darauf, daß alle Kunden gut und rasch bedient wurden und sicherte so der Firma allgemeines Vertrauen und einen steigenden Kundenkreis. Sein Geschäftsprin-

zip der Konkurrenz gegenüber war: Leben und leben lassen!
« Nie habe ich einen Laden an einem Orte eröffnet, wo schon ein Färber ansässig war. » Von seinen Arbeitern und Angestellten — die Firma beschäftigte zuletzt über 40 — verlangte er tüchtige, gewissenhafte Arbeit, aber er war auch väterlich auf ihr Wohl bedacht. Manche blieben darum gerne jahrzehntelang in dieser Firma tätig; so August Häsli, der erste Geselle, Eberhard Benz u. a. m. Von den Lehrlingen und Angestellten, die ausschieden, um eigene Geschäfte zu übernehmen, haben manche ihm je und je ihre dankbare Anhänglichkeit bekundet. Das war für ihn eine Genugtuung und Freude.

Ein schwerer Schicksalsschlag — er hatte Verwandten zu einem Neubau ihres Hotels verholpen und darob große Vermögensverluste erlitten — setzte ihm arg zu; der Kummer warf ihn ins Bett. In dieser Not durfte er unerwartete Beweise der Teilnahme und Freundschaft erleben. (Es sei dieser Zug hervorgehoben, weil das in unserer Zeit so selten geworden ist.) Ohne das geringste Zutun seinerseits kam ein Freund und bot ihm ein Darlehen auf freie Hand von 10 000 Fr. an, hernach ein zweiter 15 000 Fr., ein dritter 5000 Fr. So konnte er die drückenden Bürgschaftsverpflichtungen ablösen. Aber anstatt, wie beabsichtigt, sich in den Ruhestand zurückziehen zu können, mußte er — schon ein hoher Sechziger — das Geschäft noch eine Reihe von Jahren mit Aufbietung aller ihm verbliebenen Kräfte weiterbetreiben, und zwar gerade während der schweren Kriegs- und Nachkriegszeit. « Damals lernte ich den Edelmut meiner lieben Frau erst recht kennen. Keinen einzigen Vorwurf über meine zu weit gehende Hilfeleistung für meine Verwandten bekam ich von ihr zu hören, obschon ich ihn verdient hätte. »

Auch der Oeffentlichkeit hat der Verstorbene viele Dienste geleistet. Zuerst wirkte er in der leitenden Kommission des

Kaufmännischen Vereins in der Zeit schwieriger Fusionsverhandlungen mit, dann in der Baukommission für den Neubau des kaufmännischen Vereinshauses. Während Jahrzehnten gehörte er den großen wissenschaftlichen Vereinigungen St. Gallens an, der Naturforschenden, der Historischen, der Geographisch-kommerziellen Gesellschaft, deren wissenschaftliche Vorträge er besonders in jüngern Jahren oft und gern besuchte, ferner dem Schweizerischen Alpenklub, war er doch schon frühe ein begeisterter Berggänger. Auch an zahlreichen gemeinnützigen und christlichen Bestrebungen hat er aktiven Anteil genommen.

Im Frühjahr 1900 bemühte man sich, ihn für den *Gemeinderat der Stadt St. Gallen*, und zwar als Vorsteher der Bauverwaltung, zu gewinnen. Nach anfänglicher Ablehnung ließ er sich zur Uebernahme dieses Amtes bewegen. Die Besorgung desselben neben dem Berufe erforderte große Opfer an Zeit. Noch höher sind die geistigen Anforderungen einzuschätzen, denen der wenig geschulte Färbermeister als Vorgesetzter von akademisch und technisch gebildeten hohen Beamten, als Präsident einer ganzen Reihe von Kommissionen (Waffenplatz-, Park-, Kanalisations-Kommission u. a. m.) zu genügen hatte. Daß er der Aufgabe aber nicht nur genügte, sondern sie bestens erfüllte, bewies die Tatsache, daß er auch für die zwei folgenden Amtsperioden ehrenvoll gewählt wurde, bis eine Aenderung der Gemeindeorganisation mit hauptamtlichen Stadtratsstellen sein weiteres Mitwirken in dieser Stellung unmöglich machte. Aber man suchte ihn doch als Mitglied des nunmehrigen Großen Gemeinderates und als Mitarbeiter in einer Reihe stadträtlicher Kommissionen zu behalten; in dieser Eigenschaft gehörte er der Behörde noch weitere drei Jahre an. Seine Amtsführung war neben großer Hingabe und Sachkenntnis vor allem durch eine ungewöhnliche Unerschrockenheit ausgezeichnet, die hoch und niedrig

gleich behandelte und sich auf keine schwachmütigen Konzessionen einließ. Damals amtierte als Stadtammann (Stadtpräsident) Dr. Scherrer. « Das Andenken an den trefflichen, uneigennütigen Bürger, den ich in seiner öffentlichen Tätigkeit schätzen lernte, wird mir stets ein teures sein », hat dieser Magistrat geschrieben. Auch der Stadtrat erinnerte in seinem Kondolenzschreiben an die wertvollen Dienste, die der Dahingeshiedene der Stadt St. Gallen in uneigennütziger Weise während neun Jahren geleistet habe. « Zu den Aufgaben und Sorgen des Geschäftes übernahm er auch noch die große und verantwortungsvolle Arbeit im Dienste der Öffentlichkeit in einer Zeit starker und rascher Entwicklung des Gemeinwesens. Für die der Öffentlichkeit geleisteten Dienste sprechen wir ihm im Namen der Behörde und der Bürgerschaft der Stadt St. Gallen Dank und Anerkennung aus. »

Aber das Werk, dem recht eigentlich sein Herz gehörte, war die *Gesellenherberge zur Heimat*, « seine Herberge », für die ihm keine Mühe und Fürsorge zu viel war, für die er auch andere Männer zu freudiger Mitarbeit zu gewinnen verstand. Während langen Jahren verging kaum ein Tag, an welchem der vielbeanspruchte Geschäftsmann nicht in die Herberge gegangen wäre. Hier war er nun, ohne jegliche Einschränkung, der rechte Mann am rechten Platz, wie dies allgemein anerkannt wurde, besonders auch im Schreiben des Komitees anlässlich seines Rücktrittes vom Präsidium (18. März 1931): « Wir blicken zurück auf eine außergewöhnlich lange und segensreiche Wirksamkeit, die Sie mit dem Einsatz großer Begabung und unwandelbarer Treue unserm Werke gewidmet haben. Die wenigen noch lebenden Mitarbeiter aus jenen schwierigen Anfängen wissen es ganz besonders zu schätzen, wieviel Mühe und Zeitaufwand es erforderte, die Einrichtung und spätere Vergrößerung des Hauses zu schaffen, um den Handwerksburschen ein gemütliches Heim zu bieten, die

Hauseltern anzuleiten und dauernd zu beraten, die Behörden und Privaten günstig zu stimmen, so daß unser Werk auch finanziell erstarkte und einer gesicherten Zukunft entgegensehen konnte. Wir waren uns an die erstaunliche Initiative und beharrliche Durchführung des Präsidenten so gewöhnt, daß wir Ihre 37jährige Tätigkeit als Präsident nicht immer genug würdigten, zumal sie im Ehrenamte und unter Einsatz mancher eigener finanzieller Opfer dargebracht wurde. »

Die Leser dieser Erinnerungsblätter werden gewiß gerne Näheres über dieses sein Lieblingswerk vernehmen. Schon längst war das Bedürfnis, daß für die wandernden Handwerksburschen eine Unterkunft geschaffen werden sollte, wo sie gut aufgehoben seien und nicht zu Trunk und Spiel genötigt werden, gefühlt worden; aber erst 1887 kam es unter dem Präsidium von Pfarrer Meili zu ernsthaften Beratungen und Bemühungen, die die Gründung einer « Christlichen Herberge zur Heimat » am 7. Februar 1888 zur Folge hatten. Und von diesem Tage an bis zum März 1933 hat Emil Sprenger dem Komitee angehört, von 1893 bis 1931 als Präsident. Es war ihm Freude und innerer Gewinn, mit einer Reihe tüchtiger, christlich gesinnter Männer an diesem Werke der Gemeinnützigkeit zusammenzuarbeiten. Von den Getreuen, die von allem Anfang an dabei waren, lebt nur noch sein lieber, treuer Freund Herr Dietrich-Müller, während der ersten 25 Jahre Kassier und heute noch Vizepräsident des Herbergekomitees.

Eine Liegenschaft an der Gallusstraße wurde erworben und eingerichtet. Von Anfang an war mit der für die Handwerksburschen bestimmten Herberge noch ein Hospiz (Christliches Gasthaus) und ein Kosthaus, das Essen und Zimmer an ständige Bewohner abgab, verbunden; einmal, weil auch damit einem ausgesprochenen Bedürfnis gedient wurde, und sodann, weil diese Nebenwerke eine Verbesserung der finan-

ziellen Grundlage schaffen sollten, was dann auch wirklich zutraf. Sie gestatteten es stets, ohne Defizit durchzukommen. Ueberdies diente das Haus auch vielen christlichen Vereinen und Werken der Ostschweiz als Versammlungslokal. Für alles Bauliche — später wurde noch ein Bauplatz dazu gekauft und überbaut —, für die notwendigen Reparaturen und allerlei Neuerungen war der baufachverständige Herr Sprenger der gegebene Mann. So wichtig er all dieses Aeußere nahm, so war er sich doch bewußt, daß das Wohlbefinden der Wandergesellen und der Hospizgäste noch mehr von den Menschen abhingen, die zur Leitung berufen waren. Daß gute Hauseltern gewonnen und erhalten werden, war ihm die erste Sorge. Hatten sie sein Zutrauen, so ließ er ihnen große Selbständigkeit. Er war ihnen Berater, ja mehr noch: wirklicher Freund. Ergreifend ist ein Brief des 80jährigen *Heinrich Rüedt*, des ersten Herbergevaters, aus dem fernen Kalifornien, der, an die Zeit vor 40 Jahren erinnernd, schrieb: « Was die Herberge dem lieben, unvergeßlichen Herrn Sprenger zu verdanken hat, das weiß niemand besser als ich und meine Frau. » Auch Rüedts Nachfolger, *Jakob Uehlinger*, gewann rasch die Zuneigung und Freundschaft des Präsidenten. Eine Nichte von Frau Uehlinger, *Lydia Bollinger*, gleich tüchtig und von herzlicher Liebe für ihre Pflegebefohlenen erfüllt, und ihr Gatte, *Fritz Küng*, wurden 1897 Hauseltern, nachdem Herr Uehlinger eine große Kranken- und Pflegeanstalt im Thurgau übernommen hatte; 18 Jahre wurde das Amt trefflich von dem Ehepaar Küng versehen und ebenso, nach dem Tode ihres Gatten, von Frau Küng allein noch weitere 13 Jahre. Der rasche, energische Präsident und die milde, tüchtige Hausmutter verstanden sich ausgezeichnet. Seit 1929 bekleidet ihr Sohn Ernst die Stelle eines Herbergeverwalters. « Zu meinem Schrecken », schrieb er 1932, « habe ich Ihren bevorstehenden Austritt aus dem Komitee erfahren... Ich danke

Ihnen recht innig von Herzen für alle Ihre Liebe, Güte, Treue und Ihr Verständnis, das Sie unserer ganzen Familie und dem Werke je und je zugute kommen ließen. »

Wohl über hunderttausend wandernde Gesellen haben bisher in der « Heimat » übernachtet. Der Präsident, der selber einst als Handwerksbursche halb Europa durchzogen, hatte wie kaum ein anderer Sinn und Herz für die Aufgabe, den Wanderburschen eine Heimstätte zu bieten; er kannte ihre Anliegen und Empfindungen, und wollte, daß sie sich wirklich in der « Heimat » daheim und wohl fühlten. Diejenigen Wanderburschen, die nichts bezahlen konnten, erhielten von der Hilfsgesellschaft und später von der Gemeinde laut Gesetz die sog. « Naturalverpflegung » zugewiesen, d. h. kostenfreie Speisung und Bett aus öffentlichen Mitteln in einer Herberge. In schweren Bemühungen mußte erstritten werden, daß den Burschen zum mindesten gestattet wurde, zwischen dem bisherigen Unterkunftsort — einer gewöhnlichen Wirtschaft — und der neuen Herberge frei zu wählen. Später ging die Naturalverpflegung ganz an die « Heimat » über. Der Höhepunkt im Herbergsleben war jeweilen die Weihnachtsfeier, zu der sich Handwerksburschen, Herbergseltern, Dienstpersonal und das Komitee zusammenfanden. Dieses heimelige Zusammensein mag bei manchem Wandergesellen Heimweh und Heimatgefühl, Gedanken an die ferne Familie und an frühere Weihnachten erweckt haben, aber auch herzliche Dankbarkeit für alles an der traulichen Feier Gebotene, die Ansprachen, die Geschenke, die Gratisverpflegung an den beiden Weihnachtstagen. Die jeweilige markige, der Gedanken- und Gefühlswelt dieser Leute entsprechende Ansprache von Präsident Sprenger hat wohl nie fehlgeschlagen.

Man hatte für das Unternehmen zuerst die Form einer Aktiengesellschaft gewählt; Herrn Sprenger lag dies nie recht und er betrieb die Umwandlung in einen Verein, begüterte

Aktionäre zur Schenkung ihrer Anteile veranlassend. Auch an den Jahresversammlungen der schweizerischen Herbergen war er gerne gesehen, mit seiner frischen, optimistischen Art ein belebendes Element. Sein Auftreten war getragen von dem guten Gedeihen der vorbildlichen St.-Galler Anstalt. Man zollte ihm und seinem Werke Dank und Anerkennung, auch seitens der Behörden. Das hat er nicht gesucht; für ihn war die größte Freude, daß das Werk so erfreulich gedieh und durch dasselbe überaus viel Gutes, besonders auch während der Kriegszeit, getan werden konnte, ja daß damals erst noch eine Reihe anderer gemeinnütziger Werke aus dem Ueberfluß der erwähnten Nebenbetriebe Unterstützung fanden. An der Bestattungsfeier im Krematorium hat Herr Dietrich-Müller, im nachfolgenden Zusammensein in der Herberge der jetzige Präsident, Herr Hablützel, dem Dank an den Verstorbenen nochmals warme Worte verliehen. «Ein wirklicher Sprenger war er, der oft die Kette der Schwierigkeiten durch Tatkraft und Optimismus zu sprengen wußte.»

Neben dem Herbergswerk muß noch eine zweite gemeinnützige Anstalt genannt werden, für die er besonders viel getan hat: das «*Asyl für schutzbedürftige Mädchen*». 1895 ließ er sich ins Komitee wählen, nachdem, wie der Jahresbericht meldet, «Herr Sprenger schon ihrer Baukommission angehörte und der Anstalt seit Jahren mit seinem trefflichen Rate an die Hand gegangen war». Dieses wohlthätige Werk, das so manches schwererziehbare und gefährdete Mädchen durch eine zwei- oder dreijährige Erziehungsarbeit auf den guten Lebensweg geführt hat, war in seiner Anfangszeit in einem Miethause untergebracht. Unschlüssig, ob ein altes Haus in der Stadt gekauft oder ein Neubau gewagt werden sollte, ließ sich die Leitung von Herrn Sprenger überzeugen, daß ein solches Haus ins städtische Außengelände mit reichlichem Pflanzland gehöre. Es wurde Land auf dem Wiener-

berg erworben und 1897 das neuerstellte Haus mit einem Anbau für die Wäscherei bezogen, 1906 ein zweites Haus gebaut, so daß für über 60 Zöglinge Raum vorhanden ist. Daß die notwendigen Landkäufe so vorteilhaft abgeschlossen werden konnten, ist vor allem dem in solchen Dingen erfahrenen großzügigen Ratgeber zu danken, der auch in allen Fragen des Baues und der Einrichtung sich gleichermaßen bewährte. Nachdem er 27 Jahre lang mitgewirkt hatte, nahm er bei seinem Wegzug von St. Gallen den Austritt aus diesem Komitee, das bei dieser Gelegenheit nochmals herzlicher Dankbarkeit Ausdruck verlieh, « für seine ausgezeichneten Dienste, seine mit großer Sachkunde geführte Besorgung der baulichen und ökonomischen Anliegen » (Jahresbericht 1922).

Mit Recht mag sich der Leser fragen: Wie konnte Herr Sprenger ganze Tage dem städtischen Bauwesen, der « Heimat » und allen diesen Dingen widmen, ohne daß sein eigenes Geschäft darunter litt? Gewiß wäre dies nicht möglich gewesen, hätten nicht unterdessen in der « Farb » der Sohn August und Frau Sprenger, die ja früher auch einmal die Seele des Geschäftes gewesen war, zum Rechten gesehen.

Mit 72 Jahren mußte sich der Vater von der Arbeit zurückziehen; seine Kräfte waren erschöpft. Er erwarb sich ein schönes Haus in Bühler, das ihm stets neue Befriedigung und Freude bereitet hat. Als schwer herzkranker Mann ist er im Frühsommer 1922 dort eingezogen. Er erholte sich ordentlich. Auch seine Gattin freute sich herzlich des wohlverdienten Ruhestandes in dem angenehmen, geräumigen Heim mit seiner freundlichen Umgebung. Doch schon nach fünfviertel Jahren wurde sie ihm durch den Tod entrissen. Er aber durfte dort noch weitere elf Jahre — im allgemeinen eine recht freundliche Zeit, trotz den mit dem höhern Alter zunehmenden Beschränkungen und Beschwerden — zusammen mit seiner Tochter Anna verleben.

Dem außerordentlich großen Verwandtenkreis von seiner Seite und von der Seite der Gattin, Freunden und Bekannten stand, wie früher das Haus « Zum Rosenhügel » in St. Gallen, jetzt die « Blume » in Bühler in so reichem Maße zur Gastfreundschaft offen, wie sie heute in bürgerlichen Kreisen nicht mehr oft zu finden ist. Jahre hindurch folgten sich wochenlange Besuche, einer dem andern. Für unendlich viel Güte und Liebenswürdigkeit, die der Verstorbene und seine Gattin nicht nur Kindern und Kindeskindern, sondern auch ungezählten andern zuteil werden ließen, werden ihnen beiden viele zeitlebens dankbar bleiben. Ist diese durch die Tat immer wieder bewiesene Güte und Herzlichkeit als der wahre Kern seines Wesens anzusprechen, so dürfen wir sein lautes Befehlen, oft überrasches Handeln, sein scharfes Urteilen und Verurteilen als die rauhe Schale seines Wesens bezeichnen.

Wenn er Geschäftsleuten, zumal solchen die ihm verwandt waren, raten und helfen konnte, so tat er es gern. Er meinte, es könne nicht anders sein, als daß die Leute vorwärts kämen, wenn sie seinen Ratschlägen folgten. Optimistisch in der Beurteilung von Menschen und Verhältnissen, übersah er leicht, daß die andern oft nicht dieselbe Tüchtigkeit, Energie und Hingabe ans Geschäft hatten wie er, auch nicht denselben ehrlichen Willen, erhaltene Kredite zurückzuerstatten. Das trug neben erfreulichen Erlebnissen auch Enttäuschungen, schweren Kummer und Sorgen ein, die ihm noch in seinen letzten Lebensjahren manche trübe Stunden bereiteten.

Er selber hatte sich immer viel zugetraut und auch viel erreicht. So scharf er Unaufrichtigkeit und Gleichgültigkeit verurteilte, so sehr anerkannte und lobte er Mut und Tüchtigkeit. Er freute sich an edlen Taten der Menschen, sei es in seinem nähern Bekanntenkreis, sei es in Geschichte und Politik. Am Weltgeschehen, an den politischen Fragen der engern und weitem Heimat nahm er stets lebhaftes Interesse.

Und wie er an Gottes Führung im Menschenleben glaubte, so erkannte er auch Gottes Offenbarung in der Natur. Die Aussicht auf Berge und Täler mit ihren Seen und Flüssen, auf den blütenweißen Obstbaumwald im nahen Rheintal und Thurgau, die Betrachtung der Blumen, die beim « Rosenhügel » und beim Hause zur « Blume » nicht fehlen durften, alles genoß er mit Freude und Dankbarkeit. In seinem Ruhestand droben im Appenzellerlande kam das ganz besonders zum Ausdruck.

In den ersten Jahren seines Dortseins konnte er noch in froher Wanderung mit lieben Gästen alle umliegenden Höhen besteigen. Sein Auto bot ihm den Genuß auch fernegelegener Schönheiten. Mit dem Besitz eines solchen hatte sich sein einstiger Traum erfüllt: Noch als man über die ersten Kraftwagen lachte, sah er zuversichtlich die Zeit kommen, wo auch er, der einstige, auf seine Pünktlichkeit stolze Hilfspostkutscher, mit einem eigenen Auto weite Distanzen in kurzer Zeit durchfahren werde. Als alter, geschwächter Mann, bei dem sich die starke Lust am Durchstreifen der Welt aber nie verloren hatte, wußte er die neue Erfindung doppelt zu schätzen und vernünftig zu gebrauchen, zu eigener und vieler anderer Freude. Und wenn er daheim war und nicht mehr spazieren konnte, wie freute ihn die große Veranda mit dem Blick auf das grüne Wiesengelände und die waldgekrönten Berghalden rings um das ihm lieb gewordene Dorf.

Der natürliche Rückgang der Kräfte machte sich seit dem Eintritt ins neunte Jahrzehnt immer stärker geltend. Zu den Beschwerden der Herzkrankheit kam im Herbst 1934 ein Schlaganfall. Ein Monat darauf, am 24. September, ist sein Lebenslicht still und ruhig erloschen. Gott ergeben, von der dankbaren Liebe seiner Kinder umfungen, ist der liebe Vater heimgegangen.

Bei der Bestattungsfeier in St. Gallen hat Pfarrer Ulrich

Gsell, ein Neffe des Verewigten, betont, wie dieser nicht nur bei der Arbeit, sondern auch beim Wohltun wacker zugegriffen habe, ohne sich dessen zu rühmen und darauf zu bauen. Und es lag gewiß ganz im Sinne unseres Vaters, daß die Bibelstelle in die Mitte der Abdankungsansprache gestellt worden ist: « Wenn ich mich rühmen will, so will ich mich der Gnade Gottes rühmen. »

Worte, die unserm Vater zum 80. Geburtstag zgedacht waren, mögen diese Blätter der Erinnerung schließen:

Wie meisterlich hast du das Färben verstanden,
Mit tausend Farben, gleich Wundern zu schauen!
Als Meister halfst du die « Heimat » erbauen
Für Wandergesellen aus allen Landen.

Zum Meister der Bauten der Stadt St. Gallen
Erkor dich das Volk — nicht suchtest du Ehren —,
Warst kraftvoller Walter des Amtes, des schweren,
Nach Recht nur handelnd, nicht zu Gefallen.

Gar nahe oft Glück und Unglück wohnen;
Früh mußtest du Schweres ertragen lernen.
Der größte Meister, hoch über den Sternen,
Wird deine Güte, dein Helfen belohnen.